

Kersten Sven Roth

coron|-ieren|-isieren|-ifizieren

Zum Verhältnis von Diskursmorphologie und Diskurspragmatik

Abstract: The article starts from the concept of discourse pragmatics, which is interested in the conditions under which the concrete realization of discourse takes place. It first clarifies on a theoretical and methodological level the relationship between discourse-grammatical and discourse-pragmatic perspectives. Subsequently, it describes the specific discourse-pragmatical interest in the field of ‚discourse morphology‘. Finally, it hints at a corresponding analytical practice using various neologisms that emerged in the German language during the “COVID crisis” and for which different existing morphological patterns were activated. It becomes clear that discourse pragmatics is particularly important in the field of morphology where discourses develop highly dynamically, are less stabilized, and therefore less accessible to discourse-grammatical description.

Keywords: Diskurspragmatik, Diskursgrammatik, Wortbildung, Diskursdynamik

1 Einleitung

In diesem Beitrag spielen drei Bezeichnungen eine zentrale Rolle, die für Subdisziplinen der Diskurslinguistik oder der linguistischen Diskursanalyse stehen oder zumindest stehen könnten: *Diskurspragmatik* und *Diskursmorphologie*, die im Titel erscheinen, zudem aber auch der Terminus *Diskursgrammatik*, dessen Einbezug zur begrifflichen Klärung unverzichtbar ist. Der erste Eindruck, man hätte es hier mit Termini auf derselben Kategorienebene zu tun, kann einer näheren Betrachtung nicht standhalten: Für Diskursgrammatik und Diskurspragmatik trifft es in Bezug aufeinander zu, Diskursmorphologie dagegen ist ein kategorial anderer Fall. Es erscheint geboten, zunächst einmal diese Relationen zu klären, bevor das hier eigentlich gestellte Thema, die Bestimmung des Verhältnisses von Diskurspragmatik und Diskursmorphologie, angegangen werden kann. Diese Klärung wiederum macht eine kurze Rückblende auf die nun gut drei Jahrzehnte währende Disziplinengeschichte der linguistischen Diskursanalyse, insbesondere die ihrer in mancherlei Hinsicht spezifischen germanistischen Spielart erforderlich. Sie ist kein Selbstzweck an dieser Stelle. Die Zeiten, in denen solche grundsätzlichen Betrachtungen notwendig waren zur Legitimation eines diskurslinguistischen Zugriffs überhaupt, liegen hinter uns. An dieser Stelle geht es vielmehr um kategoriale Orientierung.

Zunächst einmal ist in Erinnerung zu rufen, dass der Diskursbegriff, wie er in der Germanistik heute mehr oder minder einhellig benutzt wird, kein originär linguistischer ist: Grundlage und Ausgangspunkt seiner Elaboration waren bekanntlich Foucaults (vgl. Warnke 2007; Spitzmüller & Warnke 2011: 65–78) geschichtsphilosophische Schriften, in denen es nur recht indirekt und mit eher nebensächlichem Interesse um Sprache als solche geht und nahezu gar nicht um Aspekte von Form und Ausdruck, um die eine empirisch fundierte Linguistik nie herumkommt, da sie ihr die einzig unmittelbar zugänglichen Daten liefert. Die konzeptuelle Seite, „Bedeutung“ also, spielt bei Foucault natürlich durchaus eine Rolle, wie es für die Sprachwissenschaft zuerst und bis heute grundlegend Dietrich Busse (1987) in seinem Programm einer „Historischen Semantik“ herausgearbeitet hat. Es handelt sich dabei aber um ein Verständnis von Bedeutung, das einerseits nicht *nur* an sprachliche Realisationsformen gebunden ist, sondern sich letztlich immer für hochgradig komplexe Dispositive (vgl. Dreesen et al. 2009) interessiert, und das zum anderen auch dort, wo es auf Sprache angewandt wird, gerade nicht primär auf bestimmte ausdrucksseitige Einheiten ausgerichtet ist (so schon theoretisch aufgegriffen bei Busse & Teubert 1994: 22–24). Foucaults Interesse galt – in Busses Formel, die das wohl am eindrucklichsten ausformuliert – „Architekturen des Wissens“ (Busse 2005a) und es bedurfte weitgehender Transformationen in eine spezifisch linguistische Perspektive, bis aus ersten Versuchen von Linguistinnen und Linguisten, einen Zugang ihres Fachs zum Diskurs zu finden, die Diskurslinguistik wurde, die wir heute als eine zwar hinsichtlich ihrer theoretischen und methodologischen Grundlagen immer noch hochgradig dynamische, aber eben doch etablierte sprachwissenschaftliche Disziplin kennen.

Auch wenn diese Disziplin inzwischen also zumindest in ihren weitesten Umrissen kanonisch beschrieben ist (vgl. zum Überblick Warnke 2018), bleibt für diejenigen, der sich mit der Konturierung diskurslinguistischer Teilgebiete oder Forschungsausrichtungen beschäftigt, ein Problem bestehen: Das Kompositum *Diskurslinguistik* bleibt interpretationsbedürftig bezüglich des Status und Charakters der so bezeichneten Disziplin. Von der Bildungsweise her naheliegend ist die Lesart, nach der es sich bei der Diskurslinguistik um eine Variante der Linguistik handelt, die sprachliche Äußerungen unter dem Aspekt ihrer Rolle und Verworfenheit im Diskurs – und eventuell auch ihres Beitrags zum Diskurs – untersucht. *Diskurslinguistik* wäre damit analog zu Disziplinbezeichnungen typischer anderer „Bindestrich-Linguistiken“ wie *Sozio-*, *Medien-* oder *Politolinguistik* gebildet. In all diesen Fällen wird Sprache in all ihren Erscheinungsformen und Aspekten unter dem Fokus ihres Zusammenhangs eben zu gesellschaftlichen Strukturen, zu medialen Realisationsformen und -funktionen oder zu politischen Handlungsgefügen untersucht. Bedeutsam ist, dass dabei weder Gesellschaft noch Medien oder Politik selbst als Elemente oder Strukturebenen von Sprache aufgefasst werden.

In die germanistische Diskussion eingebracht wurde das Konzept Diskurs bekanntlich anders: Die bis heute viel zitierte Frage von Busse & Teubert (1994) im Titel ihres Initialtexts „Ist Diskurs ein Gegenstand der Sprachwissenschaft?“, die ihre Bejahung zwar unfraglich suggerierte, aber doch auch bewusst als Provokation gedacht war, verwendete „Gegenstand“ nicht als außersprachlichen Relationsbegriff. Zu klären war vielmehr: Ist der Diskurs eine sprachliche Strukturebene, die in eine vollständige linguistische Beschreibung von Sprache einbezogen werden muss? Das Muster, nach dessen Vorbild die Frage hier in genau diesem Sinne diskutiert wurde, war dabei eine andere, damals gerade ganz frisch etablierte Disziplin, die im germanistischen Kontext neben der Semantik die andere wichtige Vorläuferdisziplin der Diskurslinguistik werden sollte: die Textlinguistik. Auf die Widerstände, die deren Einführung zu überwinden gehabt hatte, berufen sich die beiden Autoren dann auch explizit, wenn sie auf diejenigen eingehen, die den Diskurs eben nicht für einen Gegenstand der Sprachwissenschaft halten:

Wenn etwa geäußert wird: ‚Was Texte sind, weiß ich: Texte kann ich untersuchen, sie sind ein sinnvoller Gegenstand der Linguistik. Was Diskurse sind, ist völlig unklar, sie sind nicht zu fassen‘, dann sollte doch daran erinnert werden, daß es noch keine zwanzig Jahre her ist, daß der Versuch der Etablierung der Kategorie ‚Text‘ als Gegenstand der Sprachwissenschaft ebensolche Widerstände hervorrief wie heute die Diskursanalyse. (Busse & Teubert 1994: 11–12)

Mit der Analogie zur Textlinguistik und vor allen Dingen auch mit der Frage nach dem konkreten Zugriffsobjekt, das der Diskurs darstellen könnte, legten die beiden Autoren zweifellos nahe, dass sie Diskurslinguistik nicht als eine primär außersprachliche *Perspektive* verstehen wollten, unter der die linguistischen Analysen dann auf den etablierten Strukturebenen – Phonologie, Morphologie, Syntax und eben inzwischen auch Text – vorgenommen werden sollten, sondern dass sie tatsächlich vorschlugen, den Diskurs als den natürlichen Schritt in der „Akzedenz“ der linguistischen Beschreibung vom Phonem über das Morphem, den Satz und den Text hin nun eben zu Text- und Aussagennetzen zu betrachten, wie Wichter (1999: 264–265) es wenig später skizziert hat.

Es ist für die hier fokussierte Frage nicht entscheidend, wie zentral diese Annäherung für das, worum es Busse und Teubert ging, tatsächlich war. Es ist sogar eher anzunehmen, dass diese Fragen auch für sie zu Beginn gar nicht eindeutig geklärt waren, zeigen doch die späteren Arbeiten unzweifelhaft, dass Busse eher vom Interesse einer reichen Semantik und Teubert eher von den Möglichkeiten einer textkorpusbasierten Analyse kam (vgl. in der Rückschau Busse 2013 und Teubert 2013). Dass dies möglicherweise auch Konsequenzen für die Frage nach dem Status des Diskurses als „Objekt“ hat, erscheint nicht ganz unwahrscheinlich, soll hier aber nicht weiter diskutiert werden. Für beide Interessen gilt, dass die Behauptung

tung eines neu zu entdeckenden, den Text transzendierenden Objekts für die sprachwissenschaftliche Forschung wohl vor allen Dingen versprach, die Aussicht auf Anerkennung durch eine zu dieser Zeit noch sehr stark strukturalistisch geprägte Linguistik zu erhöhen. Wenn man auf die Erfolgsgeschichte der linguistischen Diskursanalyse und ihre Etablierung als eine der heute wohl mit am häufigsten realisierten Programme zurückschaut, lässt sich behaupten: Diskurslinguistik bezeichnet heute weniger einen sprachlichen Objektbereich als eine (inner-sprachliche bzw. deskriptive) „Perspektive“, ein spezifisches „Interesse“, an dem die linguistische Analyse ausgerichtet wird, vielleicht sogar eine „Haltung“, wie Gardt (2007: 39–42) es sehr plausibel umrissen hat. Im selben Aufsatz definiert dieser den „Diskurs“ – abgeleitet aus einer Metaanalyse einschlägiger Arbeiten – in der folgenden, nicht zuletzt forschungspraktisch hervorragend anwendbaren Weise:

- Ein Diskurs ist die Auseinandersetzung mit einem Thema,
- die sich in Äußerungen und Texten der unterschiedlichsten Art niederschlägt,
 - von mehr oder weniger großen gesellschaftlichen Gruppen getragen wird,
 - das Wissen und die Einstellungen dieser Gruppen zu dem betreffenden Thema sowohl spiegelt
 - als auch aktiv prägt und dadurch handlungsleitend für die zukünftige Gestaltung der gesellschaftlichen Wirklichkeit in Bezug auf dieses Thema wirkt. (Gardt 2007: 26)

Hier ist der Diskurs ganz eindeutig nicht mehr als sprachliche Einheit oder Strukturebene für sich beschrieben. Aus diesem inzwischen wohl weitgehend konsensuellen Verständnis von Diskurslinguistik als Perspektive, Erkenntnisinteresse oder Haltung folgt nun aber umgekehrt – für die Frage nach einer Diskursmorphologie unmittelbar relevant –, dass diskurslinguistische Analysen nicht durch einen bestimmten sprachstrukturellen Phänomenbereich definiert werden können: Sämtliche im engeren Sinne linguistische Strukturebenen können in den Blick genommen und das ganze Repertoire der für ihre Beschreibung entwickelten Methoden kann und sollte potenziell diskurslinguistisch fruchtbar gemacht werden. Die besondere Leistung der synoptischen Modellierung von Spitzmüller & Warnke (2011: 201), die unter dem Titel DIMEAN zu einer Art verbindlichem Katalog des diskurslinguistischen Analysierens und des dafür geeigneten „Werkzeugkastens“ der germanistischen Diskursanalyse arriviert ist, besteht eben darin, genau das in eine für konkrete Fragestellungen operationalisierbare Form gebracht zu haben.

Was folgt daraus für die hier gestellte Aufgabe? Die Morphologie betrifft unstrittig eine für das, was wir Sprache nennen, funktional konstitutive Strukturebene. Ihre kategorial-terminologischen Grundlagen und ihre erprobten Methoden gehören entsprechend zu den seit langem etablierten linguistischen Analyseebenen. Dass Sprache als Zeichensystem, blickt man auf die Phänomenebene zwischen

der lautlichen Ebene und der der Wörter als Teil syntaktischer Strukturen, anhand der Analyse kleinster bedeutungstragender Einheiten beschrieben werden kann, ist unstrittig. Es wird, bei aller Unterschiedlichkeit, die ansonsten in der sprachwissenschaftlichen Grundausbildung an deutschen Universitäten herrscht, angehenden Linguistinnen und Linguisten zweifellos überall so vermittelt. Damit scheint der bislang wenig etablierte Terminus „Diskursmorphologie“ eine Selbstverständlichkeit zu bezeichnen: die Berücksichtigung morphologischer Methoden im Rahmen von Analysen, die mit diskursanalytischer „Haltung“ betrieben werden. Sie sollte, ließe sich folgern, einerseits einen festen Platz in unserer Forschungspraxis haben und gleichzeitig im Grunde keiner eigenen theoretischen Fundierung oder methodologischen Modellierung bedürfen. Man könnte, da es doch um eine an Bedeutung interessierte Disziplin geht, sogar argumentieren, dass die Befassung mit dem, was auf der untersten systematischen Ebene der Bedeutungskonstitution passiert, ein geradezu prädestinierter Ausgangspunkt für das Verständnis der komplexen epistemischen Ordnungen sein müsste, für die sich die Diskursanalyse letztlich transtextuell interessiert.

Dass dem nun aber nicht so ist, zeigt nicht zuletzt der vorliegende Band und sein Anspruch, den Umriss einer möglichen Subdisziplin „Diskursmorphologie“ zu zeichnen. Auch der Terminus findet sich im aktuellen Forschungsstand kaum – und wenn dann bisweilen in anderer Gebrauchsweise, etwa im weiten, eher am abstrakten Verständnis von Morphologie als Formlehre orientierten Sinne von „die Formen und Ausprägungen des Diskurses betreffend“ (vgl. u. a. Warnke & Spitzmüller 2008: 8). Schon im Call zur Tagung, der dem vorliegenden Band zugrunde liegt, wurde darauf hingewiesen, dass auch DIMEAN die Ebene der Morphologie mehr oder minder en passant marginalisiert mit dem Hinweis, dass „Morpheme im Diskurs bereits als realisierte Wortformen erscheinen“ (Spitzmüller & Warnke 2011: 138). Weiter unten werde ich den Versuch unternehmen zu zeigen, dass das möglicherweise in dieser Absolutheit nicht zutrifft, und die These vertreten, dass die Diskursmorphologie zumindest für eine stärker diachron interessierte Diskurslinguistik durchaus bedeutsamer sein könnte, als dies auf den ersten Blick erscheint.

Zuvor aber soll, wie eingangs bereits angekündigt, die mögliche Diskursmorphologie im methodisch-theoretischen Rahmen zweier Ansätze verortet werden, die nach meinem Verständnis nun tatsächlich nicht in erster Linie auf Teilaspekte oder Strukturebenen der Untersuchung von Diskursen unter einem *gemeinsamen Erkenntnisinteresse* zielen – wie das nun für die Diskursmorphologie herausgearbeitet wurde –, sondern vielmehr zwei durchaus sehr unterschiedliche Aspekte der generellen diskurslinguistischen Haltung darstellen, die durch ein jeweils *spezifisches Erkenntnisinteresse* zu definieren sind. Ich gehe dabei davon aus, dass der Einbezug der Diskursmorphologie in diese beiden unterschiedlichen Ansätze

in einem Fall – der Diskursgrammatik – unmittelbarer plausibel ist, im anderen Fall – der Diskurspragmatik, auf der hier der hauptsächliche Fokus liegt – aber nicht weniger lohnend sein wird. Dabei soll nicht zuletzt auch deutlich gemacht werden, dass Diskursgrammatik und Diskurspragmatik ebenso wenig sinnvoll als untereinander um ihre grundsätzliche Legitimation konkurrierende Zugänge begriffen werden können, wie man in der modernen Linguistik ganz generell plausibel einen Verzicht auf grammatische Forschung zugunsten der pragmatischen vertreten würde – oder umgekehrt.

2 Diskursgrammatik und Diskurspragmatik

Wie also verhalten sich die diskursgrammatische und die diskurspragmatische Perspektive zueinander? Worin entsprechen sie sich, worin unterscheiden sie sich, wie können sie sich ergänzen? Das Konzept „Diskursgrammatik“ als solches ist seit einiger Zeit in die linguistische Diskussion eingeführt und an anderer Stelle ausführlich entfaltet worden (vgl. v. a. Müller 2018). Die hier gestellte Aufgabe wird zunächst sein, gewissermaßen durch die Brille des *diskurspragmatischen* Interesses auf das diskursgrammatische zu schauen. Dabei geht es in diesem Beitrag primär darum, anschließend die Diskursmorphologie im Spannungsfeld von Diskursgrammatik und Diskurspragmatik verorten zu können und auch hier vor allen Dingen die spezifische Leistungsfähigkeit der diskurspragmatischen Perspektive deutlich zu machen. Dass vieles, was an dieser Stelle im Kontext der Diskursmorphologie gesagt wird, auch für das Verhältnis von Diskursgrammatik und Diskurspragmatik zu anderen sprachstrukturell definierten Zugriffen auf Diskurse gilt, sei an dieser Stelle unbewiesen unterstellt.

Um zunächst einmal das Programm einer elaborierten Diskurspragmatik, wie sie hier verstanden ist, in aller Kürze zu skizzieren, kann ein aufschlussreiches Zitat helfen, in dem Busse Foucaults Metapher vom „Archiv des Wissens“ folgendermaßen zur Allegorie ausbuchstabiert:

Wir haben nicht unser gesamtes Wissen wie in einem Archiv zur Verfügung, aus dem es beliebig hervorziehbar ist. Oder: in der Menge des archivierten Materials ist das Wissen für uns unauffindbar, funktionslos. Wir brauchen quasi die „Karteikarte“, die uns auf den Standort des Materials hinweist, die uns aktuell zu ihm führt. Diese ‚Karte‘ ist die einzelne kommunikative Handlung als Teil einer Praxis. (Busse 1987: 255)

Wir haben also, so lässt sich unmittelbar linguistisch reformulieren, keinen anderen Zugang zum Diskurswissen als den über die einzelne, konkrete kommunikative und im Falle unseres Interesses in erster Linie sprachliche Handlung. Das klingt

zunächst einmal nach einer forschungspraktischen Limitierung, deren Gültigkeit wir heute möglicherweise auch bedingt in Frage stellen könnten. Während es für den Sprecher und Teilnehmer an sprachlicher Interaktion noch uneingeschränkt zutreffen mag, dass er nie das komplette Diskurswissen „zur Hand“ hat, könnte man doch für die sprachwissenschaftliche Analyse aufgrund der modernen computergestützten korpuslinguistischen Methoden, die im letzten Jahrzehnt geradezu zu einem Muss diskurslinguistischer Forschungsansprüche geworden sind ist (kritisch: Römer & Wengeler 2022: 428–430), bis zu einem gewissen Grade ja vielleicht doch behaupten: In gewisser Weise hat sie (bzw. der Computer, was ein Unterschied sein mag) eben doch Zugriff auf das ganze „Archiv“ des sprachlich realisierten Wissens, ohne primär die „einzelne Karte“ anschauen zu müssen. „Corpus-driven“ (vgl. Bubenhofer 2008: 411–412) aufgesetzte Musteranalysen auf der Basis gigantischer Korpora zielen ja gewissermaßen sehr wohl auf das ganze Archiv und seine Strukturen und widmen sich dann (wenn überhaupt) erst im zweiten Schritt der einzelnen sprachlichen Handlung. Die so gezielt aus dem Stapel gezogene Karteikarte interessiert dabei lediglich als letzten Endes nur beispielhafte Manifestation des in diesem Moment bereits erkannten Musters. Mit einem so exerzierten „korpuspragmatischen“ (vgl. Felder et al. 2012) Ansatz erscheint durch Rechnerleistung das von Foucault und noch von Busse angenommene Problem und die vermeintliche Limitation des diskursanalytischen Zugangs ein Stück weit überwunden. Damit einher geht aber auch die Annahme, dass sich alles, was für den Diskurs relevant ist, eben dieser Musterhaftigkeit auf der Makroebene des Diskurses entnehmen lässt.

Der diskurspragmatische Ansatz dagegen geht dezidiert von der Mikroperspektive und im Anschluss an das Zitat Dietrich Busses davon aus, dass es tatsächlich ein Interesse aus eigenem Recht daran gibt, warum sich ganz individuell die einzelne Karteikarte *überhaupt* in den Daten findet und aufgrund welcher Bedingungen uns damit auch nur iheretwegen das jeweilige Diskurswissen in die Hände gefallen ist. Warum wurde das Diskurswissen, das ja zweifellos in den meisten anderen Fällen, in denen Menschen gesprochen haben, *nicht* manifest wurde, gerade in diesem konkreten Fall realisiert? Schließlich machen der empirischen Linguistik ja tatsächlich ausschließlich solche manifesten „Diskursrealisation“ (Roth 2015) die Strukturen des Diskurses zugänglich und beschreibbar. Damit aber kommen Fragestellungen der linguistischen Pragmatik ins Spiel, die den Fokus darauf richten, welche konkreten Situationsbedingungen die Relevanz gerade dieses Diskurswissens für das konkrete sprachliche Handeln ausgemacht haben. Es ist ja eben nicht nur so, dass uns die jeweilige Karteikarte nur durch Zufall in die Hände gefallen ist, was, wie oben bereits angedeutet, eigentlich nur ein forschungspraktischer Aspekt ist. Viel relevanter ist doch, dass wir annehmen müssen, dass es von den ganz konkreten Umständen abhängen wird, warum die Karte überhaupt angelegt

wurde: von der Situation, den Zwecken, den Absichten, den Voraussetzungen, den Intentionen, der interaktionalen Einbindung, der Konstellation der Beteiligten; mehr noch: ihren Erfahrungen, ihren Vorstellungen, ihren Zwängen, ihren Restriktionen, kurz: von jenem individuellen Moment eines sprechenden Subjekts, das sich eben geäußert hat und nicht geschwiegen.

Für den Analytiker, der das Auftauchen einer solchen ‚Karteikarte‘ im Sprachlichen beobachtet und folglich zu deuten hat, ist nicht allein von Interesse, dass es diese Karte gibt und wie sie aussieht. Vielmehr kann er ihren Verweischarakter erst dann richtig interpretieren, wenn er auch untersucht, wer sie, wann und mit welchem konkreten Effekt abgefasst hat, wie er sie zwischen anderen solchen Karteikarten eingeordnet hat, ob – und wiederum unter welchen Bedingungen – andere sie wieder hervorgeholt haben (oder ob sie ungelesen und die mit ihr verbundenen Verweise von anderen unwahrgenommen blieben) und schließlich, ob sie im Verhältnis zu anderen Karten, die ihr zu ähneln scheinen, eine genaue Dublette darstellt beziehungsweise, falls nicht, welchen konkreten Bedingungen ihrer Produktion die kleinere oder größeren Eigenarten geschuldet sind, die sie auszeichnen. (Roth 2015: 58)

Im Grunde scheint diese Annahme banal und überaus selbstverständlich. Dass man Sprachliches immer als selbstmächtige Entität betrachten kann und würdigen muss, dass also Sprache in der Perspektive einer Traditionslinie, die Busse (2005b) unter anderem auf Humboldts *Energeia* oder Wittgensteins *Sprachspiel* zurückbezieht, immer *Sprechen* ist, ist heute wohl kaum umstritten. Eine sehr nützliche Spielart dieser Erkenntnis stellt die von Blommaert (2005: 98–124) stark gemachte Dichotomie von *Choice* und *Determination* dar, der beiden Pole von *Spielraum* und *Grenze* der pragmatischen Möglichkeiten also, von der jede konkrete Sprechhandlung immer bestimmt ist (vgl. Roth 2015: 71–73).

Ausgangspunkt der Entfaltung eines diskurspragmatischen Zugriffs war nun eben der Eindruck, dass bei der Etablierung der bislang vorherrschenden forschungspraktischen Methoden der Diskurslinguistik – vor allen Dingen in ihrer spezifisch germanistischen Variante – dieser ewige Pendelschlag der sprachwissenschaftlichen Perspektiven sehr einseitig hin zum Interesse an den Grenzen erfolgt ist und dagegen die Aspekte des Spielraums und seiner Folgen für die Rekonstruktion von Diskurswissen einen nahezu vollständig blinden Fleck darstellten. Diskursanalyse hat, vorwiegend auf der Ebene von Lexik und Wortsemantik, aber auch mit Bezug auf Topoi, Argumentationsmuster und andere abstrakte und eher „flächig“ (vgl. Gardt 2013: 45) generierte Phänomene, weit überwiegend „inventarisierend“ gearbeitet. Das ergibt sich aus ihrem transtextuellen Interesse für Muster. Diskursanalyse hat so gewissermaßen durch Nebeneinanderlegen der gefundenen Karteikarten dargestellt, was vom Diskurswissen sichtbar wurde und vollständig von dem abstrahiert, worin sich die einzelnen

Karten unterschieden, woher sie kamen, warum sie entstanden – und was uns das über den Diskurs verraten kann.

Eben dieser auf die dem individuellen Diskursteilnehmer gesteckten Grenzen ausgerichtete inventarisierende Zugriff, den es keineswegs zu verwerfen, sondern gerade deshalb zu ergänzen gilt, soll als der „diskursgrammatische Ansatz“ bezeichnet werden:

Beschrieben wird jeweils der innerhalb einer Diskursgemeinschaft existierende Rahmen des Möglichen, von dem die konkrete Nutzung in den empirisch beobachtbaren Diskursrealisationen zwangsläufig immer nur einen Ausschnitt darstellt, weswegen ihr nicht eigens Beachtung geschenkt wird. (...) Für einen solchen (...) sprachwissenschaftlichen Zugriff erscheint der (...) Terminus Diskursgrammatik geeignet. Grammatisch meint hier: auf die Grenzen des Möglichen zielend, ‚diskursgrammatisch‘ folglich eine Forschungspraxis, die diese Grenzen für den Bereich des Wissens und seiner sprachlichen Ausdrucksformate zu ihrem Gegenstand macht. (Roth 2015: 53–54)

Man kann sicher darüber streiten, ob die damit vorgenommene Gleichsetzung von diskurssemantischer Forschungspraxis mit Diskursgrammatik eine unzulässige Reduktion darstellt. Angesichts zahlreicher methodischer Erweiterungen auch der germanistisch-linguistischen Diskursanalyse, die im Laufe der Zeit nicht zuletzt unter Anschluss an das weitere Spektrum der Discourse Analysis erfolgt ist, ist sie vermutlich zumindest eine etwas holzschnittartige Zuspitzung (vgl. zur Integration der CDA u. a. Roth 2018: 364–365).

Der zitierte terminologische Vorschlag (erstmal: Roth 2013) ist völlig unabhängig vom expliziten Programm einer „Diskursgrammatik“ erfolgt, das Müller etwas später (2018) und gewissermaßen „aus der anderen Richtung“ umrissen hat. Umso interessanter ist, dass sich der Gebrauch des Ausdrucks „Grammatik“ dort sehr weitgehend mit dem soeben skizzierten deckt. Auch Müller versteht unter Grammatik den Möglichkeitsrahmen (vgl. auch Müller in diesem Band):

Grammatik (...) stellt für die Zeichenbenutzer selbst mehr oder weniger erkennbar eine Bedingung und Restriktion ihrer sprachlichen Handlungsmöglichkeiten dar. (Müller 2018: 76)

Erinnert man sich an die synoptische Diskursdefinition von Gardt, in der ja wiederum der Diskurs auch als so etwas wie ein – hier in erster Linie semantischer – Möglichkeitsrahmen beschrieben wird, ergibt sich die untrennbare Verknüpfung von „Diskurs“ und „Grammatik“ folgerichtig:

Diskurse sind als Bedingungsgefüge [i. e. Möglichkeitsrahmen, *Anm. KR*] sozialer Interaktion demnach grammatische Gebilde, in dem Sinne, dass die Trennung von Sagbarem und Unsagbarem, die Verteilung von Macht und Ohnmacht und die wahrheitsbildende Kraft des Seriellen Effekte sind, die zu einer kontextsensitiven syntagmatischen Gestaltbildung beim Gebrauch sprachlicher Zeichen führen. (Müller 2018: 76–77)

Der von mir aus der „anderen Richtung“ zur Eingrenzung des Terminus „Diskurspragmatik“ verwendete Gebrauch von „Diskursgrammatik“ deckt sich also substantiell tatsächlich sehr weitgehend mit dem von Müller ausgearbeiteten und begründeten, auch wenn dort im engeren Sinne semantische und lexikalische Aspekte ausgeklammert sind.

Müller unterscheidet in der Folge zwei Perspektiven auf die Diskursgrammatik, Zugriffsrichtungen gewissermaßen bzw., wie er es auch nennt, zwei „Programme“. Für uns entscheidend ist dabei das „forensische Programm“, bei dem es darum gehe, grammatische Erscheinungen und Muster in Korpora ausfindig zu machen und als Niederschlag von Sachverhaltsperspektivierungen zu deuten und zu erklären. Dabei ist mit Blick auf das Verhältnis von Diskursgrammatik und Diskurspragmatik relevant, dass hier ein wechselseitiges Zusammenspiel von individuellen Sprachhandlungen in konkreten Situationen und den zur Verfügung stehenden sprachlichen Strukturen unterstellt wird:

Im diskursgrammatischen Kontext bedeutet das, dass [ein] grammatisches Muster als Emergenzphänomen situativer Sachverhaltsperspektivierung [...] zu beschreiben ist, das als sprachliches Ordnungsmuster wiederum aktuelle Perspektivierungsanstrengungen restringiert. (Müller 2018: 81)

Offensichtlich gerät hier genau jene Doppelung in den Blick, die sich schon in Gardts Definition wiederfindet, wo der Diskurs „Wissen und Einstellungen“ der Diskursgemeinschaft sowohl „spiegelt“ als auch „prägt“ und so „handlungsleitend“ wirkt. Angesprochen ist also das Zusammenspiel von „Choice“ *und* „Determination“.

Diskursgrammatik und Diskurspragmatik scheinen auf diese Weise also von den theoretischen Grundlagen her zu letztlich sehr ähnlichen Punkten zu führen. In beiden Fällen geht es um die Frage, wie bestimmte sprachliche Muster, auf welcher Ebene auch immer, im Zusammenhang stehen zu den Grenzen des Sagbaren innerhalb eines Diskurses und was die Tatsache, dass an bestimmten Stellen bestimmte dieser Sagbarkeitsmöglichkeiten auftauchen und an anderen nicht, über die Strukturen des Diskurses sagt. Dass die morphologische Ebene dabei selbstverständlich Teil der Diskursgrammatik sein kann, hat Müller (2018: 82–85) in diesem Zusammenhang demonstriert.

Die Herleitung an dieser Stelle soll nun gezeigt haben: *Wenn* die Diskursmorphologie Teil einer diskursgrammatischen Forschungspraxis sein kann, *dann* ist sie ebenso auch als Teil der diskurspragmatischen vorstellbar. Diskursmorphologische Analysen können in jedem Fall sowohl diskursgrammatisch als eben auch diskurspragmatisch betrieben werden. Letztlich findet sich hier im diskurslinguistischen Paradigma nur wieder, was ja seit der sogenannten pragmatischen Wende ganz generell gilt: dass man nämlich alle sprachlichen Strukturebenen, so auch die Morphologie, sowohl grammatisch also auch pragmatisch betrachten

kann und dass etwa im Sinne der interaktionalen Linguistik eine pragmatisch ausgerichtete Grammatik ebenso sinnhaft ist wie eine grammatisch denkende Pragmatik.

Die auf der diskursgrammatischen Idee aufbauende Korpuspragmatik tut dabei in der Tendenz letzteres: Die Analyseweise etwa, in der Felder und Müller ein hochgradig situationales und „flächiges“ Phänomen wie das „Moralisieren“ zu erhellen versuchen (Felder & Müller 2022), basiert theoretisch auf der Sprechakththeorie, jenem klassisch-pragmatischen Ansatz also, der davon ausging, dass konkretes menschliches Sprachhandeln in klar abgrenzbaren und zumindest theoretisch vollständig systematisierbaren Klassen erfasst und mit Kennzeichen beschrieben werden kann, die auch konkrete Situationen gewissermaßen zu Situationsklassen zusammenfassen. Die in überaus umfangreichen computergestützten quantitativen Analysen erhobene Menge an einzelnen Diskursrealisationen als Belegfälle wird dabei unter Anwendung statistischer Standards zwar vollständig betrachtet, dies aber eben gerade mit dem Ziel, dabei von allem Individuellen zu abstrahieren und die musterhafte Gemeinsamkeit zu ermitteln, die ihre Zusammenfassung zu einem einzigen Phänomen begründet.

Der diskurspragmatische Ansatz dagegen kommt methodisch eher aus der neueren Interaktionslinguistik, die letztlich immer eine strikt am Einzelfall interessierte, aus der Teilnehmerperspektive verstehende qualitative Wissenschaft bleibt – auch dann, wenn es natürlich auch in der Konversationsanalyse oder in ethnomethodologischen Analysen am Ende immer darum geht, das Typische erkennbar zu machen (vgl. Roth 2018). Niemals aber erklärt dabei das Typische eben vollständig das, was in der konkreten Äußerungssituation passiert und das immer der Erschließung durch hermeneutische Prozesse einer verstehenden Forschungsperspektive bedarf. Der diskurspragmatische Ansatz folgt der Mikroperspektive, die sich von der Makroperspektive der Diskursgrammatik und der Korpuspragmatik darin deutlich unterscheidet. Sie unterscheidet sich vor allen Dingen in der Begründung dafür, warum die jeweilige Analyse Aussagekraft für eine solch abstrakte Ebene wie ‚den Diskurs‘ haben könnte: Während die Diskursgrammatik und die Korpuspragmatik dafür Musterhaftigkeit heranziehen, die der Legitimation der großen Zahl bedarf, beruft sich die Mikroperspektive des diskurspragmatischen Ansatzes darauf, dass wir annehmen dürfen, dass eine bestimmte sprachlich-diskursive Entscheidung, die konkrete Choice eines Sprechers in einer konkreten Situation also, lokal Merkmale des Scheiterns in der Interaktion hervorbringen würde, wenn sie nicht übereinstimmen würde mit den Regeln des geltenden Diskurses und dem durch seine ‚Architekturen‘ gesteckten Möglichkeitsrahmen. Während das notgedrungen ein Stück weit Hypothese bleibt und stets Raum für die Fehlerhaftigkeit der Deutung eines interpretierenden Analytikers bietet, reduziert andererseits der

extrem weite Fokus der Diskursgrammatik die Komplexität konkreter Realisationsbedingungen im Diskurs recht weitgehend.

Diskursgrammatik und Diskurspragmatik stellen also bei ähnlicher theoretischer Basis in der methodischen Konsequenz auf Unterschiedliches scharf, wie das für alle Fälle gilt, bei denen das „Mikro-Makro-Problem“ eine Rolle spielt (vgl. z. B. Habscheid 2000). Sie müssen sich ergänzen. Die Stärken der beiden Optiken liegen dabei auf der Hand. Der diskursgrammatische Blick ist deutlich leistungsfähiger, wenn es um die Identifikation des Selbstverständlichen geht. Das Selbstverständliche, das nicht explizit thematisiert, sondern von allen Beteiligten vorausgesetzt wird, ist ja diskurslinguistisch besonders interessant. Es ist das, was im diskurstheoretischen Sinne am ehesten als „Wissen“ bezeichnet werden kann. In konkreten Interaktionen bleibt es zumeist ungesagt und kann im Sinne der „Latenz“ nur dann greifbar werden, wenn seine explizite Realisation durch bestimmte situative Rahmenbedingungen zufälligerweise erzwungen wird (vgl. Roth 2013: 277–284; Roth 2015: 232–244). Die Mustererkennung der Diskursgrammatik aber kann es wie eine schwache Zeichnung im Sand, die nur aus sehr großer Höhe zu erkennen ist, sichtbar machen.

Wenn aber die Dinge in Bewegung sind, wenn diskursives Wissen entsteht und ausgehandelt wird, wenn es gar fehlt, also tatsächlich der Zwang besteht, es zu *konstituieren* – dann ist der diskurspragmatische Blick weitaus stärker. Das ist zum Beispiel grundsätzlich immer dann der Fall, wenn wir es mit jenen thematisch „kontroversen Diskursen“ (vgl. Wengeler 2022) zu tun haben, die nach wie vor prototypisch im Fokus des diskurslinguistischen Interesses stehen. Dann lohnt sich der Blick auf die einzelne Entscheidung zur Realisation diskursiver Formationen und die konkrete Situation, in der sie erfolgt. Man kann dort den Raum zwischen dem (noch) Unsagbaren und dem (schon) Selbstverständlichen (vgl. Roth 2015: 153–161) annehmen.

Das Beispiel der geschlechtergerechten Sprache, die seit einiger Zeit unter dem Label „Gendern“ den öffentlichen Raum wieder neu und in unverhältnismäßigem Maße beschäftigt (vgl. u. a. Müller-Spitzer 2022), mag an dieser Stelle als skizzenhaftes Beispiel für die analytische Relevanz des bis hierhin theoretisch Diskutierten dienen. Stellen wir uns vor, jemand hätte noch niemals über den Zusammenhang von natürlichem Geschlecht und grammatischem Genus bei Personenbezeichnungen nachgedacht. Dann könnte man in einem großen Korpus von Texten aus – beispielsweise – der Mitte des 20. Jahrhunderts mit einiger Sicherheit ermitteln, dass darin auf Frauen, etwa bei Berufsbezeichnungen, häufig mit derselben Form referiert wird wie auf Männer und dass dort, wo Männer von Frauen semantisch unterschieden werden sollen, für die Männer diese auf den ersten Blick scheinbar neutrale Form verwendet wird, während für die Frauen in diesen Fällen eine spezifische Form verwendet wird, die durch das Anhängen eines geschlechtsmarkie-

renden Morphems *-in* an die scheinbar neutrale Form gebildet ist. Es läge nicht so fern, dieses Phänomen dann als Folge abermillardenfachen konkreten Sprachhandelns zu interpretieren, bei dem primär auf Männer referiert wurde beim Relevantsetzen von Personen-, zum Beispiel Berufsgruppen. Dies, so würde man wohl schließen, könnte zum einen dazu geführt haben, dass die weibliche Form als markierte Abweichung ins grammatische System eingegangen ist, und zum anderen dazu, dass sich gerade dadurch die pragmasemantische Gleichsetzung der unmarkierten Form als primär männliche Form – auch dort, wo gemischte Gruppen bezeichnet werden – verfestigt hat. Das alles, Grammatikalisierung also als „(...) Nebenprodukt des Sprechens in der sozialen Interaktion“ (Haspelmath 2002: 274–275), lässt sich in diesem wie in jedem anderen Falle zweifellos nicht durch Analyse eines Einzelbelegs zeigen, da es erst in seiner Musterhaftigkeit relevant wird.

Wenn wir nun aber verstehen wollen, was wir heute gerade erleben, wenn wir in Textkorpora des gegenwärtigen Sprachgebrauchs sowohl das Binnen-I als auch konsequente Beidnennungen als auch das „Gendersternchen“ oder eben auch das vermeintlich generische Maskulinum vorfinden, dann genügt diese Inventarisierung nicht. Wir haben hier schlicht kein ausreichendes Maß an in unserem Sinne grammatischer Musterhaftigkeit, um vollständig von der konkreten Verwendungssituation abstrahieren zu können. In diesem Fall geht es, und eben das gerade zeigt ja das Nebeneinander all dieser Verwendungsformen, jeweils um eine bewusste oder unbewusste Auswahl und Entscheidung, um Spielraum. Es wird folglich eine komplexe pragmatische Analyse notwendig sein, die in der konkreten Verwendung ermittelt, *wer* in der Äußerung *wozu* und *zu wem*, *an welchem Ort*, *in welcher Kommunikationsform*, *wann* und *an welcher Stelle* in einem lokalen oder überlokalen *Interaktionsgeschehen* welche Form verwendet, auch *wie konsequent* und kohärent er oder sie es tut, *wie* darauf *reagiert* wird und inwiefern das wiederum die darauffolgende Mittelwahl anderer beeinflusst. Mit anderen Worten: Hier ist ein diskurspragmatischer Zugriff notwendig.

Wie verhält es sich nun mit dem, was sich im Falle der Diskursmorphologie des Genders also leicht plausibel machen lässt, ganz grundsätzlich? Wenn man die weiter oben zitierte Annahme von Spitzmüller und Warnke teilt, dass in Diskursen normalerweise keine morphologischen Prozesse stattfinden, bzw. keine, die spezifisch für den jeweiligen Diskurs sind, dass also Gesetze der Flexion nicht und Prozesse der Worthildung kaum diskursiv begründet, sondern in der Regel bereits abgeschlossen sind, wenn sie im Diskurs relevant werden, dann wäre eine sinnhafte diskursmorphologische Forschungspraxis definitiv eher auf dem Feld der diskurgrammatischen Analyse anzusiedeln. Müller (2018: 82–85) illustriert eine solche diskursmorphologische Herangehensweise anhand von Arbeiten, die das grammatisch-morphologische Phänomen der Nominalisierung selbst auf-

grund der Ausblendung des Akteurs zum Gegenstand einer kritischen Analyse machen und damit die Frage danach, „wer aus welchen Motiven nominalisiert“, gar nicht stellen.

Dass aber, selbst wenn man eine Tendenz diskursmorphologischer Fragen zur diskursgrammatischen Perspektive einräumen wird, auch dem diskurspragmatischen hier eine Zuständigkeit eigener Art zukommt, ist die zwingende Konsequenz aus den bis hierhin angestellten Überlegungen. Sie ergibt sich genau dort, wo sich, wie im Falle des Genderns angedeutet, die Realisationen diskursiven Wissens eben (noch) nicht auf die Resultate mehr oder minder abgeschlossener morphologischer Prozesse stützen können, sondern wo die Dinge noch in Bewegung sind und Diskurswissen durch die verschiedenartige Nutzung eines weiten Spielraums durch die Diskursteilnehmer konstituiert werden muss.

3 Diskurspragmatische Skizze zur Morphologie dreier Verben

Für die meisten Diskursthemen mögen diese Konstitutionsprozesse diskursiven Wissens zu jenem Zeitpunkt, zu dem sie üblicherweise Gegenstand der linguistischen Analyse werden, vernachlässigbar sein. Allerdings müssen wir auch dann zumindest theoretisch davon ausgehen, dass sie irgendwann in ihrer Diskursgeschichte einmal eine nicht unerhebliche Rolle gespielt haben müssen, so dass es sich zumindest diskursgeschichtlich lohnen sollte, nach Spuren dieser Aushandlungsprozesse zu suchen und dann auch diskurspragmatisch hineinzuzoomen in die konkreten Verwendungssituationen, in denen die morphologische Ausdifferenzierung erfolgt ist.

Für eine begrenzte exemplarische Analyse, die die nun theoretisch hergeleiteten Grundannahmen illustrieren mag, soll nun jedoch abschließend ein thematischer Diskurs herangezogen werden, bei dem gerade diese dynamischen Prozesse der Diskursgenese eine vordringliche Rolle spielen und der im Frühjahr 2020 im wahrsten Sinne des Wortes ‚plötzlich‘ eingesetzt ist: der „Corona-Diskurs“. Es erscheint dabei geboten, nicht vom „Diskurs über Corona“ zu sprechen, weil der zu bezeichnende Diskursgegenstand viel mehr als das landläufig so bezeichnete Virus und seine pandemische Verbreitung ist. Tatsächlich ist *Corona* schnell zu so etwas wie einem Hyper-Schlüsselwort geworden, das eine ganze Matrix bezeichnet, der eine zeitlang ganz viele und verschiedene thematische Diskurse – vom Diskurs über Wissenschaft über den Diskurs über Bildung bis hin zum Diskurs über soziale und globale Gerechtigkeit – unterworfen waren (vgl. Roth und Wengeler 2020). Sein plötzliches Einsetzen und seine öffentliche Dominanz bieten im Sinne eines ‚Neodis-

kurses‘ (vgl. Mattfeldt et al. in diesem Band) für die in diesem Beitrag verhandelte Frage einen unschätzbaren Vorteil: Schlicht durch die Masse und die hohe Konzentration der Äußerungen, die ihn konstituieren, hat der Corona-Diskurs innerhalb kürzester Zeit eine weitreichende Diskursgeschichte durchlaufen, für die andere Diskurse zumindest Jahrzehnte benötigen. Man kann sich das beispielhaft vor Augen führen, wenn man sich klarmacht, dass das Wort *Lockdown* im Januar 2020 kein geläufiges Lexem im Deutschen und insofern semantisch weitgehend leer war, bevor seine Bedeutung im Frühjahr 2020 ganz unzweideutig auf einen kollektiv erfahrenen Zustand bezogen war, um dann schließlich aufgrund der verschiedenen Varianten gesetzlich geregelter Handlungsbeschränkungen innerhalb des darauffolgenden Jahres eine hochgradig ambige Semantik zu erhalten. Zu beobachten war in gewisser Weise tatsächlich eine Diskursgeschichte im Zeitraffer.

Trotz dieser beschleunigten Entwicklung war allegorisch gesprochen in diesem ganz frisch aufgerührten Gewässer des Coronadiskurses zu jedem Zeitpunkt seiner Geschichte auch ganz vieles noch in Bewegung, hatte sich sozusagen noch nicht „abgesetzt“ und seine musterhaften Formationen am grammatischen Boden des Glases gebildet. Zum Teil ist das im Übrigen aufgrund des nahezu ebenso schnellen Abflachens des Diskurses nach dem vorläufigen Ende der Pandemie vermutlich auch bis heute nicht geschehen, was sich aber erst aus etwas mehr diskursgeschichtlichem Abstand sicher wird sagen lassen. Dieser besonders interessante Status des Nicht-Sedimentierten galt nun auch für morphologische Phänomene (vgl. auch Mattfeldt et al. in diesem Band), weswegen dieser Fall eben besonders gut geeignet ist, um zu zeigen, wann Diskursmorphologie einen diskurspragmatischen Blick nötig macht. Gegenstand dieser exemplarischen Darstellung sollen die drei im Titel des Beitrags genannten Verben sein: *coronieren*, *coronisieren*, *coronifizieren*.

Das IDS in Mannheim hat schon früh damit begonnen, Corona-Neologismen zu sammeln und in Form einer mit Bedeutungs- (oder besser Gebrauchs-)Angaben und Belegen versehenen Wörterliste zu veröffentlichen, die laufend ergänzt wurde.¹ Dass die Deutschen inzwischen schon mehr als 1200 solcher coronabedingten Neuschöpfungen erdacht hatten, sorgte Anfang 2021 nach einer entsprechenden Pressemitteilung zu dieser Liste für internationales Medienaufsehen. Natürlich war dies vor allen Dingen ein eindrucklicher Beweis für die spezifische Morphologie der deutschen Sprache mit Blick auf ihre Fähigkeit und Neigung zur Bildung semantisch-vielfältiger und formseitig komplexer Komposita. So handelt es sich beim absolut überwiegenden Teil der Belege erwartungsgemäß um Nomen und Adjektive, unter denen wiederum sehr viele sind, in denen *Corona-* oder

1 <https://www.owid.de/docs/neo/listen/corona.jsp> (7.1.2024)

COVID als spezifizierendes Determinans vor ein etabliertes Determinatum gesetzt sind wie in *Coronatest*, *coronamüde* oder natürlich auch das im kontroversen politischen Diskurs besonders relevante *Coronadiktatur*. Für diese Fälle lässt sich wohl behaupten, dass sie im Sinne von Warnke und Spitzmüller von eher geringerer Attraktivität für diskursmorphologische Analysen sind, da hier weniger der morphologische Prozess relevant ist als das im Ergebnis gebildete Wort.

Anders liegen die Dinge im Fall der drei Verben, die hier herausgegriffen werden sollen und die sich ebenfalls auf der IDS-Corona-Neologismen-Liste finden. Während bei den Komposita die allgemeine Gesetzmäßigkeit gilt, dass das semantische Verhältnis zwischen den beiden Wortbestandteilen innerhalb des Lexems selbst zwar ambig ist, in der Regel aber durch seine regelmäßigen Gebrauchskontexte pragmasemantisch unzweideutig disambiguiert wird, ließe sich ja zunächst einmal vermuten, dass die drei verbalen Wortbildungsformen sich semantisch unterscheiden und entsprechend für verschiedene Aspekte des Anfang 2020 so plötzlich entstandenen Diskurswissens zur Corona-Pandemie stehen. Dies würde zumindest den Prinzipien der Ökonomie folgen, deren Wirksamkeit sich sprachgeschichtlich aber freilich eher mittel- und langfristig nachweisen lässt.

Der erste Versuch, sich einer solchen differenzierten Diskurssemantik anzunähern, könnte ein gewissermaßen traditionell grammatischer sein, der dann notwendig über einen morphologischen Zugriff funktionierte. Man würde fragen, ob die drei Wortbildungsmuster mittels Suffix, die hier ja regelhaft, also unter Ausnutzung des auch vor Corona gegebenen Möglichkeitsrahmens, angewandt sind, selbst bereits semantische Hinweise geben. Für die hier verfolgten Zwecke soll zur Andeutung dieser Perspektive die trivialste aller Möglichkeiten genügen, der Blick in den Online-DUDEN². Dies lässt sich schließlich allein schon damit rechtfertigen, dass auch die Diskursteilnehmer – sollten sie in diesem Zusammenhang Verstehenshürden vermuten – am ehesten auf eine solche Quelle zurückgreifen werden.

Dort finden sich zunächst die folgenden semantischen Informationen zu den verwendeten Suffixen *-ieren* und *-isieren*:

-ieren: drückt in Bildungen mit Adjektiven – seltener mit Substantiven – aus, dass eine Person oder Sache in einen bestimmten Zustand gebracht, zu etwas gemacht wird (z. B. diphtongieren, negativieren, tabuieren)

-isieren:

1. drückt in Bildungen mit Substantiven oder Adjektiven aus, dass eine Person oder Sache in einen bestimmten Zustand gebracht wird, zu etwas gemacht wird (afrikanisieren, regionalisieren)

² www.duden.de.

2. drückt in Bildungen mit Substantiven oder Adjektiven aus, dass eine Person oder Sache mit etwas versehen wird (aromatisieren, emotionalisieren)

Darauf, dass es keinen nennenswerten Bedeutungsunterschied zwischen den beiden Bildungsweisen gibt, weist nicht zuletzt hin, dass der DUDEN für *-ieren* als eines von nur drei Beispielen das wenig frequente *tabuieren* anführt, das wiederum seinerseits als Synonym für das sicher deutlich häufiger gebrauchte *tabuisieren* gelistet ist. Darüber, welchen Mehrwert das Suffix *-isieren* gegenüber dem ökonomischeren *-ieren* bildet, lässt sich an dieser Stelle nur spekulieren. Vermutlich spielen dabei aber weniger semantische als vielmehr sprachgeschichtliche, intonatorische und phonologische Effekte eine Rolle (vgl. Fleischer & Barz 2012, 432–433). Angenommen werden darf dagegen mit gutem Recht, dass hier *in einen Zustand bringen* und *zu etwas machen*, auch wenn es auf den ersten Blick nicht so scheinen mag, synonym verwendet werden, da dieses „etwas“ ja eindeutig nicht dasjenige meint, *zu dem* das Bezugswort etwas *macht*. So ist etwas, das *regionalisiert* wird, in der Regel selbst keine Region, sondern es wird in einen Zustand gebracht, der auf eine Region bezogen ist.

Zum Suffix *-ifizieren* schließlich findet sich im Online-DUDEN die folgende semantische Erläuterung:

-ifizieren: Wortbildungselement mit der Bedeutung „machen“ (z. B. elektrifizieren)

Schaut man sich das so umrissene Bedeutungsspektrum der drei Wortbildungsmuster an, dann ergibt sich, dass diese kaum ausbeutbare semantische Differenzierungen anbieten. Auch das „machen“ bei *-ifizieren* scheint dasselbe zu meinen wie das „in einen Zustand versetzen“. Etwas zu *elektrifizieren*, heißt, es in einen bestimmten Zustand zu versetzen, nämlich eben einen elektrischen.

In den Bedeutungsangaben des DUDEN nicht genannt ist die mehr oder minder semantisch neutrale Funktion von *-ieren* als hochproduktives Derivationsmorphem, das aus dem Romanischen stammend vor allen Dingen bei nominalen Lehnwörtern die Bildung von Verben erlaubt: wie eben in *fantasieren* oder *notieren*. Diese spielt aber insofern eine Rolle für die Diskursmorphologie von *coronieren*, als es dieses Verb schon vor der Pandemie gab, mit zumindest zwei Bedeutungen: zum einen im technischen Bereich, wo es ein bestimmtes Verfahren des „Materialabtrags“ bezeichnet, zum anderen unter Anschluss an den oben genannten Bedeutungsaspekt einer Zustandsveränderung im historisch-politischen Kontext, wo es schlicht „jemanden krönen“, also „zum gekrönten Oberhaupt machen“ bedeutet.

Alles das könnte eine mit historischen und gegenwärtigen Daten arbeitende Korpusanalyse nachweisen, wie sie heutigen Wörterbucheinträgen ja in der Regel auch direkt oder indirekt zu Grunde liegt. Allerdings bietet sich auf dieser musterhaften Ebene des grammatischen Möglichkeitsrahmens eben kaum Spielraum

zur Nutzung dieser morphologischen Ressourcen, weil der grammatikalisierte Gebrauch keine ausreichende und hinlänglich fixierte semantische Differenzierung beinhaltet.

Daraus aber folgt in erster Linie, dass die drei Verben aus diskurssemantischer Perspektive ja nur umso spannender sind. Wenn es nämlich so ist, wie es die IDS-Neologismenliste besagt, dass alle drei Verben vorkommen im öffentlichen Sprachgebrauch, dann stellt sich die Frage, für welches Diskurswissen, für welche Diskurspositionen welcher Diskursgemeinschaften und Akteure sie dort verwendet wurden. Anders als in Fällen, wo diskursive Episteme bereits sedimentiert und mit bestimmten sprachlichen Formaten verknüpft sind, spricht in diesem Fall viel dafür, dass nicht nur die allgemeine Wortsemantik der drei Verben, sondern eben auch ihre diskurssemantische Position und Funktion noch in der Arena des Diskurses auszuhandeln war und zwar zusammen mit dem Diskurswissen selbst, das sich ja gerade ausgesprochen dynamisch entwickelte.

Keine Frage: Auch das spricht natürlich in keiner Weise gegen einen quantitativen, zum Beispiel korpuspragmatischen Zugang zu den Daten. Zu erwarten ist, dass ein solcher eben vor allen Dingen eine große Uneinheitlichkeit der Verwendungskontexte ergäbe und somit das empirisch nachweisen könnte, was an dieser Stelle weitgehend einfach behauptet werden muss. Intuitionen und subjektives Verstehen durch Mustererkennung objektiv zu stützen, gehört zweifellos zu den bedeutenden Vorteilen solcher Methoden.

Auf der methodologischen Ebene allerdings scheint eine Diskursmorphologie diskursgrammatischer Provenienz hier, anders als in stärker sedimentierten Diskursen, nicht wesentlich weiterzuhelfen, eben *weil* die Strukturen des Diskurses, die mittels der drei Verben realisiert werden, noch gar nicht grammatikalisiert sind – weder in einem engeren Sinne, noch in einem weiteren. Hier dominiert noch die Choice die Determination, und hat von daher der diskurspragmatische Zugriff sein besonderes Potenzial, der den konkreten Einzelfall in all seinen Bezügen mit einem hermeneutischen Ansatz zu verstehen versucht. In der Systematik der offenen diskurspragmatischen Methode bewegt sich eine solche Analyse wie alle denkbaren diskursmorphologischen Fragestellungen auf der Ebene der *Formatanalyse* (vgl. Roth 2015: 265–290). Wie weiter oben erklärt, interessiert auch dabei letztlich wie bei jedem diskurslinguistischen Zugang das Überindividuelle, die transtextuelle Ebene nach DIMEAN also, deren Beschreibung hier aber eben nur sekundäres und abgeleitetes Ergebnis eines entsprechenden der Einzelanalysen sein kann.

Eine solche Analyse in systematischer und empirisch belastbarer Weise zu leisten, ist an dieser Stelle nicht möglich. Hier kann der mögliche Erkenntniswert des diskurspragmatischen Zugangs auf die Diskursmorphologie der drei Verben nur in Form eines rein exemplarischen und weitgehend zufälligen Blicks ins aufgerührte

Wasserglas des Coronadiskurses auf seinem Höhepunkt erfolgen. Aufgrund des besonders dynamischen Charakters dieser Realisationsform im Rahmen der gerade in der Krise besonders relevanten digitalen Öffentlichkeiten (vgl. Pappert & Roth 2019) werden dafür Posts im Kurznachrichtendienst Twitter (heute: X) aus den Jahren 2020 und 2021 als Beispiele herangezogen. Betrachtet werden sollen jeweils verschiedene Verwendungsweisen, die das semantische Potenzial der morphologischen Bildungsweisen andeuten.

3.1 coronieren (intransitiv)

Das Verb *coronieren* in einer intransitiven Gebrauchsform erscheint schon recht früh im Diskurs in einer eher humorigen, aber hinsichtlich der politischen Position im Diskurs über die gerade aktuellen „Corona-Maßnahmen“ semantisch weitgehend neutralen Form (Abb. 1):



Abb. 1: 20.4.2020.

Coronieren scheint hier die Bedeutung von „nichts tun“ (oder auch „Nichtstun“) zu haben. Wie wenig grammatikalisiert das Wort und seine Verwendungsregeln sind, zeigt sich im folgenden Post (Abb. 2) darin, dass es hier einmal reflexiv – *sich durch den Tag coronieren* – und einmal einmal nicht-reflexiv (*Er coroniert*) zitiert wird.

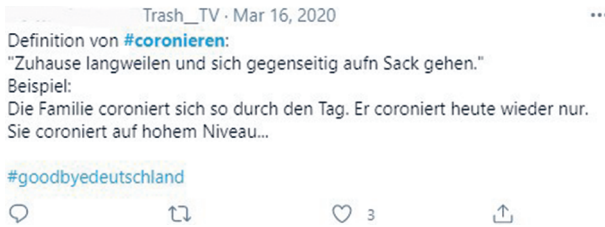


Abb. 2: 16.3.2020.

Auch hier legt der Kontext nahe, dass das Wort in dieser frühen Phase der Krise und der Erfahrungen mit den Regeln des Lockdowns für humorige Gebrauchsweisen prädestiniert gewesen ist. Der übermäßige Konsum von „Trash-TV“, um den es hier geht, war schon wenig später kein relevantes Thema mehr im Rahmen des Corona-Diskurses.

Dies scheint im folgenden Beleg aus dem Januar 2021 (Abb. 3) ein wenig anders zu sein, in dem nun auch nicht mehr die von den politischen Beschränkungen der bürgerlichen Freiheiten Betroffenen als Akteure erscheinen, sondern die für sie Verantwortlichen. *Coronieren* scheint hier die Semantik von „das ganze Leben auf den Schutz vor der Corona-Pandemie ausrichten“ anzunehmen. Dadurch findet sich zwar auch hier noch der humorige Aspekt wieder, allerdings wird auch eine zumindest latent kritische Position gegenüber der gerade aktuellen „Corona-Politik“ deutlich:

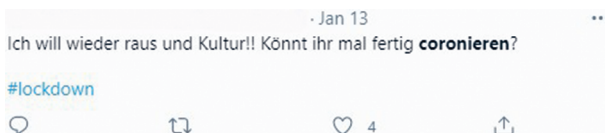


Abb. 3: 13.1.2021.

Artikulierte wird gleichzeitig auch ein subjektives Überforderungsgefühl – hier aufgrund des fehlenden gesellschaftlichen Lebens und kultureller Angebote, das auch im folgenden Post (Abb. 4) Ausdruck findet. Dabei markiert *coronieren* nun eindeutig eine kritische Diskursposition und erhält die Semantik von „sich wegen der Pandemie und ihrer Folgen unangemessen verhalten“:

#FBR #OneWorld ... · Oct 21, 2020 ...
 nur mal so, Leute die **Coronieren** und sich an anderen mit Streitsucht und
 Haarspalten abreagieren wollen kann ich im Moment nicht ertragen
[#blockandfeelWell](#)
 oder wie man seinen Seelenfrieden erhält

Abb. 4: 21.10.2020.

Schließlich findet sich auch eine Verwendungsweise, bei der *coronieren* – offenbar ebenfalls mit humorigem Anklang – wiederum neutral, aber in der Bedeutung von „an Corona erkranken“ erscheint (Abb. 5):



Abb. 5: 9.2.2021.

3.2 *coronieren* (transitiv)

Während sich beim intransitiven Gebrauch von *coronieren* also kein eindeutiger Bezug zu bestimmten Positionen im Diskurs über die Pandemie und den politischen Umgang mit ihr erkennen lässt, ist dies beim ebenfalls regelmäßigen transitiven Gebrauch anders. Dieser ist in aller Regel mit der Bedeutung „(durch Corona

und/oder den Umgang mit Corona) zerstören, zunichte machen‘ verbunden, wobei das Passiv oder der adjektivische Gebrauch des Partizip II zu überwiegen scheinen, wie es im folgenden Beleg (Abb. 6) vorliegt:



Abb. 6: 6.4.2020.

Die betont negative Semantik und natürlich auch der bevorzugte passive Gebrauch, bei dem der Sprecher selbst in der Regel nicht Akteur des angesprochenen Sachverhalts ist, prädestinieren die transitiv gebrauchte Form von *coronieren* für die Artikulation dezidiert politisch-kritischer Diskurspositionen wie im folgenden Beleg (Abb. 7):

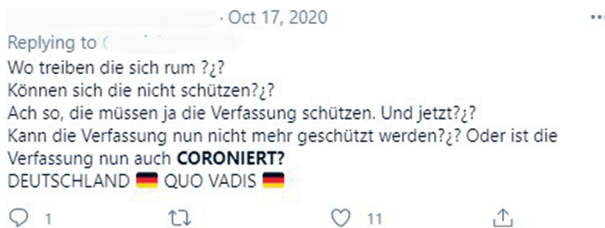


Abb. 7: 17.10.2020.

Auch hier scheint die Semantik im noch frischen Wortbildungsprozess jedoch nicht stabil beziehungsweise vollständig grammatikalisiert. So finden sich auch Belege, bei denen sie durch Ergänzungen abgesichert wird, wie in diesem Fall durch das eigentlich tautologische *kaputt* (Abb. 8):

3.3 Coronifizieren

Auch *coronifizieren* kann die zuletzt beschriebene Semantik des Zerstörens annehmen, wobei hier der Aspekt der Mutwilligkeit etwas stärker betont zu sein scheint. Auch hier gilt natürlich die besondere Eignung für kritische Positionierungen im politischen Diskurs (Abb. 9):

Interessanterweise kann dieser Gebrauch mit der Bedeutung ‚zerstören bzw. vernichten‘ schon sehr früh offenbar auch dort Anwendung finden, wo ein unmittelbarer Bezug auf die Pandemie als Grund für politisches Handeln gar nicht vorliegt (Abb. 10):



Abb. 8: 28.10.2020.



Abb. 9: 26.10.2020.



Abb. 10: 18.3.2020.

Eng mit der Semantik des Vernichtens verbunden, aber stärker auf eine auch neutral beschreibbare kollektive Erfahrung bezogen dient *coronifizieren* auch dazu, die Praxis des Absagens von Veranstaltungen oder ihrer Verlagerung in digitale Formate zu bezeichnen. Hier handelt es sich also um den Fall der Derivation im Sinne

des „in einen anderen Zustand Versetzens“, die nicht zwangsläufig eine politische Positionierung beinhaltet, obwohl die Kontexte nicht selten Sprechakte des Bedauerns sind (Abb. 11):



Abb. 11: 11.9.2020.

Schließlich gibt es auch einen reflexiven Gebrauch (sich coronifizieren), der schlicht ‚sich mit Corona infizieren‘ bedeutet und bei dem zweifellos ein wortspielerischer Aspekt in Form der Bildung eines Kofferwortes aus *Corona* und *infizieren* eine weit- aus größere Rolle spielt als ein eventuelles Potenzial für die Positionierung im Diskurs (Abb. 12):

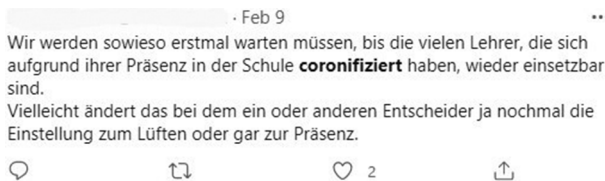


Abb. 12: 2.2.2021.

3.4 coronisieren

Eine in gewisser Weise komplementär auf die zuletzt angesprochene Bedeutung von *coronifizieren* bezogene Semantik gehört zum Bedeutungsspektrum von *coronisieren*. Diese findet sich dabei vorwiegend im nicht-reflexiven Gebrauch und meint das (nun: aktive) Anstecken anderer Menschen. Dabei wird in der Regel ein Zusammenhang zu bestimmten sorg- oder rücksichtslosen Verhaltensweisen hergestellt, so dass hier eine dezidiert kritische Positionierung mit Hilfe dieses Wortes nahe- liegt. Mitunter spielen dabei aber erneut, wie im folgenden Beleg (Abb. 13), humo- ristische Aspekte durchaus eine Rolle:

Ebenfalls im Kontext dezidiert kritischer Positionierungen steht ein Gebrauch von *coronisieren*, dessen Semantik mehrdeutig bleibt, in jedem Fall aber die Wahl einer schlechteren, beispielsweise irrationalen Handlungsalternative beinhaltet.

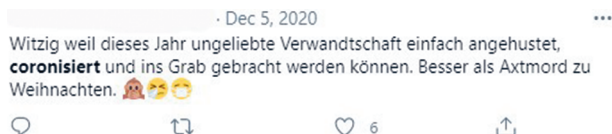


Abb. 13: 5.12.2020.

Dies gilt etwa für den folgenden Beleg (Abb. 14). Hier könnte das Wort einerseits für die Erkrankung an Corona bei Verzicht auf die Impfung stehen, andererseits aber auch für die Fortführung des stark eingeschränkten Lebens, da zu jener Zeit bestimmte bürgerliche Freiheiten – etwa Veranstaltungsbesuche – an die Bedingung einer nachweisbaren Impfung gebunden wurden. In jedem Fall aber steht das Wort auch hier für einen unvernünftigen Umgang mit den nun verfügbaren Impfstoffen gegen das Virus:



Abb. 14: 23.2.2021.

Schließlich konnte auch *coronisieren* in derselben Weise wie *coronifizieren* zu einer dezidiert kritischen Positionierung im Sinne des Zerstörens gesellschaftlicher Werte unterschiedlichster Art durch die politisch beschlossenen Maßnahmen verwendet werden (Abb. 15):



Abb. 15: 16.10.2020.

4 Ausblick: Diskurspragmatik und Diskursgrammatik in diskursiven Dynamiken

Diskursmorphologie erscheint, so sollte in diesem Beitrag dargelegt und an den drei Verben aus dem „Corona-Diskurs“ exemplarisch angedeutet werden, vor allen Dingen dort relevant, wo Diskurse dynamisch und das Diskurswissen wenig sedimentiert ist. Dort aber kann sie in aller erster Linie diskurspragmatisch erfasst werden. Die diskursiven Formate, auf die konkrete Realisationen bestimmter Diskurspositionen zurückgreifen können, sind in solchen Zuständen ebenso wenig gesichert wie diese Diskurspositionen selbst. Daraus wiederum folgt, dass mit einer Grammatikalisierung bestimmter diskursmorphologischer Phänomene mit einiger Sicherheit auch deren Zuordnung zu bestimmten Diskurspositionen einher gehen wird. Das heißt auch, dass beispielsweise im Corona-Diskurs die Vielfalt von Verwendungsweisen, die in der Übersicht aufgezeigt wurden, und der eher lose Bezug der verschiedenen Formen und ihrer unterschiedlichen Semantiken zu bestimmten Diskurspositionen sich vermutlich im Lauf der Zeit verringert und geordnet hat – oder es zumindest getan hätte, wenn der Diskurs nicht so schnell nach Beendigung der Pandemie abgeflaut wäre. Man wird sich das ganz konkret so vorstellen dürfen, dass die nur in der verstehenden diskurspragmatischen Einzelanalyse beschreibbare Vielfalt an Realisationsweisen der in Frage kommenden morphologischen Muster sich mit der Zeit immer mehr mit bestimmten Positionen in der diskursiven Kontroverse verbinden und sich dadurch schlicht Gebrauchspräferenzen für bestimmte Formen bei bestimmten Akteursgruppen im Diskurs ergeben. Zu diesem Zeitpunkt kann dann ein bestimmtes Format mit einer weitgehend gefestigten Bedeutung und Funktion im Diskurs identifiziert und damit auch bevorzugt diskursgrammatisch beschrieben werden. Wie genau diese Kristallisation von – in unserem Falle morphologischen – Diskursformaten einerseits innerhalb der unterschiedlichen „Echokammern“ (vgl. Kanz 2021: 169–175), andererseits in den offenen Kontroversen des Diskurses entlang ganz bestimmter Diskurspositionen erfolgt, ist eine Frage, der hier nicht nachgegangen werden kann und muss. Dass aber der Grad, in dem diese Prozesse vorangeschritten sind, darüber entscheidet, ob ein diskurspragmatischer oder ein diskursgrammatischer Zugriff leistungsfähiger sind, soll abschließend eine einfache Modellierung am Beispiel des „Corona-Diskurses“ zusammenfassen (Abb. 16), die an dieser Stelle mangels entsprechender empirischer Untersuchungen freilich nur hypothetisch-prognostische Ansprüche erheben kann. Sollte sie sich jedoch als zutreffend belegen lassen, dann wird sie in ihrer Fokussierung auf den Prozess der „Diskursgrammatikalisierung“ ihre generelle Berechtigung haben.

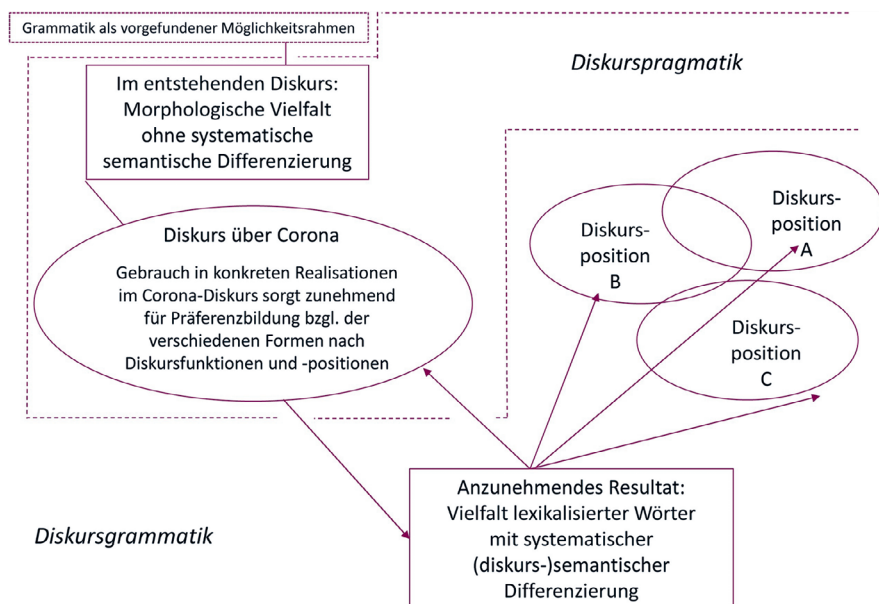


Abb. 16: Hypothetisch-prognostisches Modell zur Grammatikalisierung des „Corona-Diskurses“.

Literatur

- Blommaert, Jan. 2005. *Discourse. A Critical Introduction* (Key Topics in Sociolinguistics). Cambridge: Cambridge Press.
- Bubenhöfer, Noah. 2008. Diskurse berechnen? Wege zu einer korpuslinguistischen Diskursanalyse. In Ingo H. Warnke & Jürgen Spitzmüller (eds.), *Methoden der Diskurslinguistik. Sprachwissenschaftliche Zugänge zur transtextuellen Ebene*, 407–434. Berlin & New York: De Gruyter.
- Busse, Dietrich. 1987. *Historische Semantik: Analyse eines Programms* (Sprache und Geschichte, 13). Stuttgart: Klett-Cotta.
- Busse, Dietrich. 2005a. Architekturen des Wissens. Zum Verhältnis von Semantik und Epistemologie. In Ernst Müller (ed.), *Begriffsgeschichte im Umbruch?* (Archiv für Begriffsgeschichte, Sonderheft Jg. 2004), 43–57. Hamburg: Meiner.
- Busse, Dietrich. 2005b. Sprachwissenschaft als Sozialwissenschaft? In Dietrich Busse, Thomas Niehr & Martin Wengeler (eds.), *Brisante Semantik. Neuere Konzepte und Forschungsergebnisse einer kulturwissenschaftlichen Linguistik* (Reihe Germanistische Linguistik, 259), 21–43. Tübingen: Niemeyer.
- Busse, Dietrich. 2013. Linguistische Diskurssemantik: Rückschau und Erläuterungen nach 30 Jahren. In Dietrich Busse & Wolfgang Teubert (eds.), *Linguistische Diskursanalyse: neue Perspektiven*, 31–53. Wiesbaden: Springer.

- Busse, Dietrich & Wolfgang Teubert. 1994. Ist Diskurs ein sprachwissenschaftliches Objekt? Zur Methodenfrage der historischen Semantik. In Dietrich Busse, Fritz Hermanns & Wolfgang Teubert (eds.), *Begriffsgeschichte und Diskursgeschichte. Methodenfragen und Forschungsergebnisse der historischen Semantik*, 10–28. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Dreesen, Philipp, Lukasz Kumiega, & Constanze Spieß. 2009. Diskurs und Dispositiv als Gegenstände interdisziplinärer Forschung. Zur Einführung in den Sammelband. In Philipp Dreesen, Lukasz Kumiega & Constanze Spieß (eds.), *Mediendiskursanalyse: Diskurse – Dispositive – Medien – Macht* (Theorie und Praxis der Diskursforschung), 9–22. Wiesbaden: VS Verlag.
- Felder, Ekkehard & Marcus Müller. 2022. Diskurs korpuspragmatisch: Annotation, Kollaboration, Deutung am Beispiel von Praktiken des Moralisieren. In Heidrun Kämper & Albrecht Plewnia (eds.), *Sprache in Politik und Gesellschaft: Perspektiven und Zugänge* (IDS Jahrbuch, 2021), 241–261. Berlin & Boston: De Gruyter.
- Felder, Ekkehard, Marcus Müller & Friedemann Vogel. 2012. Korpuspragmatik. Paradigma zwischen Handlung, Gesellschaft und Kognition. In Ekkehard Felder, Marcus Müller & Friedemann Vogel (eds.), *Korpuspragmatik: Thematische Korpora als Basis diskurslinguistischer Analysen*, 3–30. Berlin & Boston: De Gruyter.
- Fleischer, Wolfgang & Irmhild Barz. 2012. *Wortbildung der deutschen Gegenwartssprache*. Berlin & Boston: De Gruyter.
- Gardt, Andreas. 2007. Diskursanalyse – Aktueller theoretischer Ort und methodische Möglichkeiten. In Ingo H Warnke (ed.), *Diskurslinguistik nach Foucault: Theorie und Gegenstände* (Linguistik – Impulse & Tendenzen, 25), 27–52. Berlin & Boston: De Gruyter.
- Gardt, Andreas. 2013. Textanalyse als Basis der Diskursanalyse. In Ekkehard Felder (ed.), *Faktizitätsherstellung in Diskursen: Die Macht des Deklarativen* (Sprache und Wissen, 13), 29–55. Berlin & New York: De Gruyter.
- Habscheid, Stephan. 2000. Das „Mikro-Makro-Problem“ in der Gesprächsforschung. *Gesprächsforschung – Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion* 1. 125–148.
- Haspelmath, Martin. 2002. Grammatikalisierung: von der Performanz zur Kompetenz ohne angeborene Grammatik. In Sybille Krämer & Ekkehard König (eds.), *Gibt es eine Sprache hinter dem Sprechen?*, 262–286. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Kanz, Vanessa. 2021. Die Echokammer als rechter Resonanzraum. Eine Analyse von Resonanzphänomenen innerhalb der Kommentarspalte eines AfD-Facebook-Beitrags. In Steffen Pappert, Corinna Schlicht, Melani Schröter & Stefan Hermes (eds.), *Skandalisieren, stereotypisieren, normalisieren Diskurspraktiken der Neuen Rechten aus sprach- und literaturwissenschaftlicher Perspektive* (Sprache, Politik, Gesellschaft, 27), 167–194. Hamburg: Buske.
- Müller, Marcus. 2018. Diskursgrammatik. In Ingo H. Warnke (ed.), *Handbuch Diskurs* (Handbücher Sprachwissen, 6), 75–103. Berlin & Boston: De Gruyter.
- Müller-Spitzer, Carolin. 2022. Der Kampf ums Gendern. Kontextualisierung der Debatte um eine geschlechtergerechte Sprache. In Armin Nassehi, Peter Felixberger & Sibylle Anderl (eds.), *Der Kampf ums Gendern. Kontextualisierung der Debatte um eine geschlechtergerechte Sprache* (Kursbuch Kulturstiftung, 2022), 28–45. Hamburg: IDS.
- Pappert, Steffen & Kersten Sven Roth. 2019. Digitale Öffentlichkeiten und ihre sprachlichinteraktionalen Manifestationen am Beispiel von Kommentarforen. In Pamela Stehen & Frank Liedtke (eds.), *Diskurs der Daten. Qualitative Zugänge zu einem quantitativen Phänomen* (Sprache und Wissen, 38), 223–252. Berlin & Boston: De Gruyter.
- Römer, David & Martin Wengeler. 2022. Back to the roots! Eine Verteidigungsrede der traditionellen themenbezogenen Diskurslinguistik. *Zeitschrift für Diskursforschung* (2). 426–436.

- Roth, Kersten Sven. 2013. Diskurspragmatik. Zur Analyse kollektiven Wissens anhand teilnahmeorientierter Diskursrealisationen. In Jörg Kilian & Thomas Niehr (eds.), *Politik als sprachlich gebundenes Wissen. Politische Sprache im lebenslangen Lernen und politischen Handeln* (Sprache, Politik, Gesellschaft, 8), 271–287. Bremen: Hempen.
- Roth, Kersten Sven. 2015. *Diskursrealisationen. Grundlegung und methodischer Umriss einer pragmatisch-interaktionalen Diskurssemantik* (Philologische Studien und Quellen, 247). Berlin: Erich Schmidt Verlag.
- Roth, Kersten Sven. 2018. Diskurs und Interaktion. In Ingo H. Warnke (ed.), *Handbuch Diskurs* (Handbücher Sprachwissen, 6), 363–385. Berlin & Boston: De Gruyter.
- Roth, Kersten Sven & Martin Wengeler (eds.). 2020. Corona. Essayistische Notizen zum Diskurs. *Aptum. Zeitschrift für Sprachkritik und Sprachkultur*. Bd. 16/2020. H. 2+3.
- Spitzmüller, Jürgen & Ingo H. Warnke. 2011. *Diskurslinguistik. Eine Einführung in Theorien und Methoden der transtextuellen Sprachanalyse*. Berlin & Boston: De Gruyter.
- Teubert, Wolfgang. 2013. Die Wirklichkeit des Diskurses. In Dietrich Busse & Wolfgang Teubert (eds.), *Linguistische Diskursanalyse: neue Perspektiven*, 55–146. Wiesbaden: Springer.
- Warnke, Ingo H. 2007. Diskurslinguistik nach Foucault – Dimensionen einer Sprachwissenschaft jenseits textueller Grenzen. In Ingo H. Warnke (ed.), *Diskurslinguistik nach Foucault: Theorie und Gegenstände* (Linguistik – Impulse & Tendenzen, 25), 3–24. Berlin & New York: De Gruyter.
- Warnke, Ingo H. (ed.). 2018. *Handbuch Diskurs* (Handbücher Sprachwissen, 6). Berlin & Boston: De Gruyter.
- Warnke, Ingo H. & Jürgen Spitzmüller. 2008. Methoden und Methodologie der Diskurslinguistik – Grundlagen und Verfahren einer Sprachwissenschaft jenseits textueller Grenzen. In Ingo H. Warnke & Jürgen Spitzmüller (eds.), *Methoden der Diskurslinguistik. Sprachwissenschaftliche Zugänge zur transtextuellen Ebene*, 4–54. Berlin & New York: De Gruyter.
- Wengeler, Martin. 2022. Kontroverse Diskurse. Sprachgeschichte als Zeitgeschichte seit 1990. Ein Forschungsprojekt. *Aptum. Zeitschrift für Sprachkritik und Sprachkultur* 18 (3). 201–206.
- Wichter, Sigurd. 1999. Gespräch, Diskurs und Stereotypie. *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 27 (3). 261–284.

